

(Nachdruck verboten.)

51)

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosengweig.

Alle Kaufleute, alle Ladeninhaber der Nachbarschaft waren zu Laboque gelaufen, im Augenblick, wo sie von dem neuen Unglück erfuhren. Wie? Es war also wahr, die Erbschere sollte sie weiter ungestört mit ihren Genossenschaftsmagazinen zu Grunde richten, und die Justiz gab ihr recht? Cassiaux sah niedergeschlagen aus und hing schweigend seinen Gedanken nach, die er für sich behielt. Aber Dacheux war einer der heftigsten, mit hochrotem Gesicht verteidigte er das Fleisch der Reichen, das heilige Fleisch, und schwor, lieber alles umzubringen als seine Preise um einen Heller zu ermäßigen. Madame Mitaine war nicht da; sie war nie mit dem Prozeß einverstanden gewesen, und sie erklärte ganz einfach, daß sie ihr Brot verkaufen werde, solange man es ihr abkaufe, und nachher werde sie schon sehen. Laboque erzählte, flammend vor Entrüstung, eben zum zehntenmal einem neuen Ankömmling von dem schändlichen Verrat des Präsidenten Gaume, als er plötzlich Lucas erblickte, der gelassen auf den Eisenwarenladen zukam, dessen Untergang er herbeiführte. Diese Kühnheit brachte Laboque vollends außer Fassung, er war beinahe auf dem Punkte, sich auf den Verhafteten zu stürzen, er knurrte, fast erstickend vor ohnmächtiger Wut: „Erschlagt ihn, erschlagt ihn, den Räuber, den Menschenvergifter!“ Als Lucas den Laden erreicht hatte, begnügte er sich, ohne anzuhalten, einen slichthigen, ruhigen Blick auf die erregte Gruppe zu werfen, aus welcher die halblauten Verwünschungen Laboques herausdrangen. Das genügte, daß alle sich für herausgefordert hielten, ein vielstimmiger Ruf erhob sich, der alsbald zum Sturme anschwellte: „Erschlagt ihn, den Räuber, den Menschenvergifter! Erschlagt ihn!“ Lucas setzte jedoch, als ob dies alles ihn nichts anginge, gelassen seinen Weg fort, indem er unbefangen nach rechts und links blickte, wie ein Passant, den der Anblick der Straße interessiert. Fast alle, die vor Laboques Laden gestanden hatten, folgten ihm und schrien immer lauter, immer wilder: „Erschlagt ihn, den Räuber, den Menschenvergifter! Erschlagt ihn!“

Und der Ruf verstummte nicht mehr, er schwoll immer mehr an, je weiter Lucas die Rue de Brias langsamen Schritts hinausging. Aus jedem Laden kamen Kaufleute heraus und schlossen sich den Schreienden an. Frauen traten an die Türen und riefen ihm Schimpfsworte nach. Manche gefolten sich, von Wut erfaßt, den Männern zu, liefen hinter ihm drein und schrien gleich den andern: „Erschlagt ihn, den Räuber, den Menschenvergifter! Erschlagt ihn!“ Er sah ein junges, hübsches, blondes Weib, die Frau eines Obsthändlers, die ihre weißen Zähne unter Verwünschungen gegen ihn fluckte und ihn mit ihren rofigen Nägeln bedrohte, als wollte sie ihn zerreißen. Auch die Kinder liefen mit, und eins darunter, ein kaum sechsjähriger Knirps, schrie aus vollem Halse und lief dem Herrn beinahe zwischen die Beine, um nur ja besser von ihm gehört zu werden: „Erschlagt ihn, den Räuber, den Menschenvergifter! Erschlagt ihn!“ Es wurde noch schlimmer, als Lucas weiter oben in der Straße an den Fabriken vorüberkam. Arbeiterinnen der Schuhfabrik Gourrier erschienen an den Fenstern, klatschten in die Hände und stimmten in die Schreie ein. Ja, selbst die Arbeiter der Fabriken von Chodorge und Mirande, die rauchend auf der Straße standen und das Glockenzeichen zum Wiederbeginn der Arbeit erwarteten, beteiligten sich in der Geistesstumpfheit ihres Sklaventums an der Manifestation. Ein kleiner magerer Mensch mit roten Haaren und großen trüben Augen gebärdete sich wie toll, rannte und schrie stärker als alle andern: „Erschlagt ihn, den Räuber, den Menschenvergifter! Erschlagt ihn!“

O, dieser Weg durch die Rue de Brias, mit der immer mehr anschwellenden Menge von Feinden an den Fenstern, unter der schmutzigen Flut der Schmähungen und Drohungen! Lucas erinnerte sich des Abends nach seiner Ankunft in Beauclair vor vier Jahren, als die schwarze Menge der Enterbten, der Hungernden in dieser selben Straße ihn mit solch thatberedtem Mitleid erfüllt hatte, daß er

sich zugeschworen hatte, sein Leben dem Heile der Elenden zu widmen. Was hatte er denn gethan in diesen vier Jahren, daß so viel Haß sich gegen ihn aufgehäuft hatte, daß die wütende Menge ihn nun schreiend, seinen Tod verlangend, verfolgte? Er hatte sich zum Apostel der Zukunft gemacht, zum Vorkämpfer einer auf Gemeinamkeit und Brüderlichkeit beruhenden Gesellschaft, in welcher die veredelte Arbeit die Verteilung der Güter regeln sollte. Er hatte ein lebendes Beispiel gegeben, diese Erbschere, die den Keim des Reichs der Zukunft bildete, wo bereits so viel Gerechtigkeit und Glück herrschte, als unter den gegebenen Verhältnissen möglich war. Und das reichte hin, um ihn der ganzen Stadt als einen Missethäter erscheinen zu lassen, um die ganze Meute gegen ihn zu hehen, die ihn nun heulend verfolgte. Welche Bitterkeit, welche Schmerzen auf diesem Passionsweg, den jeder Gerechte hinanstiegen muß, unter den Stößen und Schlägen gerade jener, die er erlösen wollte! Diese Bürger, deren sorglose Verdammung er störte, er verzieh ihnen, daß sie ihn haßten, in ihrer Angst, daß sie auf einen Teil ihrer egoistischen Genüsse verzichten müssen. Er verzieh auch den Kaufleuten, die sich durch ihn zu Grunde gerichtet glaubten, während er lediglich eine bessere Verwendung der sozialen Kräfte erstrebte, damit das Vermögen der Allgemeinheit nicht unnütze Verluste erleide. Ja, auch ihnen, den Arbeitern verzieh er, die er aus dem Elend herausheben wollte, für die er unter so viel Mühen seine Stadt der Gerechtigkeit baute, und die ihn verfolgten und beschimpften, so hatte man ihren Verstand verblüht und ihre Herzen verderbt. Sie bildeten die unwissende Menge, die sich gegen den empört, der ihr Bestes will, die die Galeerenbank, an die sie geschmiedet ist, nicht verlassen will, die sich in ihren jahrhundertalten Zustand des Hungers und des Schmutzes eingräbt und sich Augen und Ohren verstopft gegen das Licht und den Ruf einer entstehenden besseren Zeit. Aber wenn er ihnen auch verzieh in seiner leidenden Menschlichkeit, wie blutete sein Herz, sie unter den rohsten Schmähern zu sehen, diese Arbeiter, aus denen er mit allen seinen Kräften die Eblen, die Freien, die Glücklichen des nächsten Tages zu machen strebte!

Lucas schritt immer weiter, die Rue de Brias wollte kein Ende nehmen, und die entseesselte Meute hatte sich noch verstärkt, unaufhörlich erschollen die Schreie:

„Erschlagt ihn, den Räuber, den Menschenvergifter! Erschlagt ihn!“

Einmal wandte er sich um und sah seine Verfolger an, um sie nicht glauben zu lassen, daß er fliehe. Vor einem Neubau lag ein Haufen Steine, ein Mann bückte sich, hob einen Stein auf und warf nach ihm. Sogleich folgten andre seinem Beispiel, es regnete Steine, und das Geschrei verdoppelte sich:

„Erschlagt ihn, den Räuber, den Menschenvergifter! Erschlagt ihn!“

Nun steinigten sie ihn gar. Er machte keine Bewegung der Abwehr, er ging weiter, er setzte seinen Passionsweg fort. Seine Hände waren leer, er hatte keine andre Waffe als den leichten Spazierstock, den er unter den Arm nahm. Er bewachte seine volle Ruhe, ihn erfüllte die Zuversicht, daß seine Mission ihn unverlethlich mache, wenn es ihm bestimmt sei, sie zu erfüllen. Nur sein gequältes Herz litt schrecklich unter so viel Verblendung und Wahnmw. Thränen füllten seine Augen, und er mußte alle Kraft aufbieten, daß sie ihn nicht über die Wangen herabrollten.

„Erschlagt ihn, den Räuber, den Menschenvergifter! Erschlagt ihn!“

Ein Stein traf ihn an der Ferse, ein anderer streifte ihn an der Hüfte. Das Werfen war zur Unterhaltung geworden, und die Kinder beteiligten sich daran; aber sie waren ungeschickt, und die Steine sprangen am Boden hin. Zweimal jedoch flogen sie so nahe an seinem Kopfe vorbei, daß man glauben konnte, er sei getroffen worden. Er drehte sich nicht mehr um, er verfolgte seinen Weg durch die Rue de Brias in dem ruhigen Schritte eines heimkehrenden Spaziergängers. In seinem Schmerz über eine so schmachliche Undankbarkeit schien er nichts mehr von dem wissen zu wollen, was hinter ihm vorging, auf diesem Wege durch die lange Leidensstraße, auf

der er sein Martyrium erlitt. Da traf ihn ein Stein und verwundete ihn am rechten Ohr, und gleich darauf einer an der linken Hand, der die Haut aufschnitt wie mit einem Messer. Und das Blut rieselte in großen roten Tropfen herab.

„Erschlagt ihn, den Räuber, den Menschenvergifter! Erschlagt ihn!“

Ein Rückschlag von Erschrockenheit wirkte auf die Menge. Einige verließ der Mut, und sie liefen davon. Frauen schrien auf und trugen ihre Kinder weg. Nur die Wütendsten verfolgten ihr Opfer weiter. Lucas setzte seinen Leidensweg fort und betrachtete bloß seine verwundete Hand. Er zog sein Taschentuch hervor, wuschte sich das Ohr ab und wickelte das Tuch um seinen verwundeten Daumen. Aber er hatte seinen Schritt noch verlangsam, er fühlte seine Verfolger näher kommen, und er wendete sich ein letztes Mal um, als er den glühenden Hauch der Reute im Nacken spürte. Voran lief wutentbrannt der Kleine, magere Arbeiter mit den roten Haaren und den vorquellenden trüben Augen. Es hieß, er sei ein Schmied aus den Durignonischen Werken. Er machte einen letzten Satz auf den Mann hin, den er seit dem Beginn der Straße verfolgte, und in der sinnlosen Tollheit seines Hasses, dessen Ursache er wohl nicht hätte angeben können, spie er ihm ins Gesicht.

„Erschlagt ihn, den Räuber, den Menschenvergifter! Erschlagt ihn!“

Lucas, der endlich auf der Höhe der Straße angelangt war, taumelte zurück unter der abscheulichen Beschimpfung. Er wurde furchtbar bleich, richtete sich hoch auf, und unwillkürlich erhob sich seine rechte, gesunde Faust, um die Schmach zu rächen. Er hätte mit einem einzigen Schlag den kleinen Mann zu Boden schmettern können wie ein Riese einen elenden Zwerg. Aber in seiner Kraft und Schönheit dastehend, bezwang sich Lucas mit übermenschlicher Anstrengung. Die Faust fiel nicht nieder. Nur zwei schwere Thränen rannen über seine Wangen herab, die Thränen unendlichen Kummers, die er bisher die Kraft gehabt hatte, zurückzuhalten, die er aber nicht länger verbergen konnte, überwältigt von dem bitteren Gefühle über die Schmähungen, mit denen man ihn überhäufte. Er weinte über so viel Unwissenheit, über so viel Mißverständnis, über das geliebte, unglückliche Volk, das nicht gerettet werden wollte. Die Verfolger grinsten ihn höhnisch an und blieben endlich zurück. Er ging nach Hause, blutbesleckt und einsam.

Am Abend wollte Lucas allein sein und schloß sich in dem kleinen Hause am Rande des Parks ein, das er noch immer bewohnte. Sein Erfolg in dem Prozeß weckte keine zu großen Hoffnungen in ihm. Die schändlichen Gewaltthaten vom heutigen Nachmittag, die Empörung der Menge gegen ihn ließen ihn erkennen, welcher Kampf ihm bevorstand, nun, da die ganze Stadt sich wider ihn erhob. Es waren die letzten Krämpfe der sterbenden Gesellschaft, die nicht sterben wollte. Sie widerstand mit aller Kraft, sie wehrte sich wütend, in der Hoffnung, die Menschheit auf ihrem Wege aufhalten zu können. Die einen, die Despotischen, setzten ihr Heil in erbarmungslose Unterdrückung; die andern, die Gefühlvollen, wiesen auf die Vergangenheit hin, auf die Poesie der Vergangenheit, auf alles, was der Mensch unter Thränen fahren läßt; wieder andre, von Verzweiflung erfaßt, schlossen sich den Revolutionären an, wie um so schnell als möglich ein Ende zu machen. Und Lucas hatte heute Beauclair an seinen Fersen gefühlt, das eine Welt im kleinen war, inmitten der großen Welt. Wenn er auch, trotz der schrecklichen Bitterkeit, die sein Herz erfüllte, tapfer blieb, entschlossen, im Kampfe auszuharren, so war er doch zum Sterben traurig, und er schloß sich heute abend ein, um seinen großen Kummer zu verwinden, den er niemand zeigen wollte. Während der seltenen Stunden seelischer Niedergedrückttheit zog er sich so in die Einsamkeit zurück und trank seine Leiden bis zur Reize, um erst zu genesen und im Vollbesitz seiner Kräfte wieder zu erscheinen. Er hatte also Thüren und Fenster verschlossen und Auftrag gegeben, unbedingt niemand einzulassen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Kinder.

Von Anton Tschschow.

Papa, Mama und Tante Sabja sind nicht zu Hause. Sie sind zu einer Kindtaufe gefahren. In Erwartung ihrer Rückkehr sitzen Grischka, Anja, Sonja, Aljescha und der Sohn der Köchin, Andrä, im

Bohnzimmer am Esstisch und spielen Lotto. Eigentlich ist es schon längst Zeit für sie, schlafen zu gehen; aber kann man denn einschlafen, bevor Mama erzählt hat, was für ein Mädchen zur Taufe war und was es zum Abendbrot gab? Der von der Hängelampe beleuchtete Tisch ist mit Ziffern, Nüsschalen, Papiersegen und vieredigen Gläserchen bedeckt. Vor jedem der Spieler liegen zwei Karten und ein Häufchen Gläser zum Bedecken der Zahlen. In der Mitte des Tisches steht eine Untertasse mit fünf Einkopelstücken. Neben der Untertasse ein angebissener Apfel, eine Schere und ein Zeller, in welchen die Nüsschalen gelegt werden sollen. Die Kinder spielen um Geld, eine Kopeke Einjaß. Bedingung: wer mogelt, muß vom Tisch fort und darf nicht mehr mitspielen. Im Bohnzimmer befindet sich außer den Spielenden niemand. Die Wärterin Agafia Iwanowna sitzt unten in der Küche und zeigt der Köchin das Zuschneiden, während der große Bruder Wassja, ein Obertertianer, im Gaszimmer auf dem Sofa liegt und sich langweilt.

Man spielt mit Hitze. Der größte Eifer ist auf dem Gesicht Grischas zu lesen. Das ist ein kleiner, neunjähriger Junge mit lahlgelbem Kopf, runden Wangen und dicken Regerrüben. Er besucht schon die Vorschule und hält sich deshalb für den größten und klügsten der Gesellschaft. Er spielt lediglich des Geldes wegen. Wenn auf der Untertasse keine Kopekenstücke lägen, hätte er sich schon lange schlafen gelegt. Seine braunen Augen laufen unruhig und eifersüchtig über die Karten der Partner. Die Furcht, er könnte nicht gewinnen, Reid und finanzielle Erwägungen, die seinen gelblichen Kopf erfüllen, lassen ihn nicht ruhig sitzen und seine Aufmerksamkeit auf einen Punkt richten. Er sitzt wie auf Nadeln. Wenn er gewinnt, ergreift er gierig das Geld und steckt es sofort in die Tasche.

Seine Schwester Anja, ein Mädchen von acht Jahren mit spitzem Kinn und Augen, glänzenden Augen, fürchtet ebenfalls, daß ein anderer gewinnen könnte. Sie wird bald rot, bald blaß und beobachtet die Mitspielenden scharf. Die Kopeken haben für sie keinen Wert: Glück im Spiel zu haben, ist für sie eine Frage des Ehrgeizes.

Die andre Schwester Sonja, ein sechsjähriges Mädchen mit einem Vordenkopf und jener Gesichtsfarbe, wie man sie nur bei sehr gesunden Kindern, bei teuren Puppen und auf Bonbonnieren findet, spielt lediglich um des Spieles willen. Ihr Gesicht strahlt vor Vergnügen. Wer auch gewinnt, — sie lacht stets und klatscht in die Hände.

Aljescha, ein dicker, kugelrunder Knirps, leucht, pustet und starrt auf die Karten. Er kennt weder Gewinnlust noch Ehrgeiz. Man jagt ihn nicht vom Tisch, man schickt ihn nicht schlafen — das ist ihm schon genug. Er sieht wie ein Phlegmatiker aus, ist aber in Wirklichkeit eine ganz nette Bestie. Er spielt nicht sowohl des Lotto, als der Mißverständnisse wegen, die beim Spiel unvermeidlich sind. Es ist ihm furchtbar angenehm, wenn einer den andern schlägt oder schimpft. Er mühte schon lange nach einem gewissen Ort gehen, aber er steht auch nicht eine Minute vom Tisch auf, aus Furcht, man könnte ihm ein Glas oder gar eine Kopeke stehlen. Da er nur die Einer und die Zahlen kennt, welche mit einer Null endigen, so bedeckt Anja für ihn die Ziffern.

Der fünfte Partner, der Sohn der Köchin, Andrä, ein brünetter, kränklicher Knabe in einer Kattunbluse und mit einem kupfernen Kreuz auf der Brust, steht unbeweglich und blickt nachdenklich die Ziffern an. Ob er oder ein anderer gewinnt, ist ihm vollständig gleichgültig — er ist ganz in die Arithmetik und die einfache Philosophie des Spiels vertieft; wieviel verschiedene Ziffern giebt's doch auf dieser Welt, und wie kann man sie nur alle unterscheiden!

Die Zahlen werden von allen außer Sonja und Aljescha laut ausgerufen. Durch die Gleichförmigkeit der Ziffern hat sich allmählich eine Reihe spaßhafter Zeichnungen herausgebildet. So bedeutet 7 bei den Spielern Oseustride, 11 — die Städchen, 77 — Semen Semenowitsch, 90 — Großvater usw. Das Spiel geht lebhaft.

„Zweieunddreißig!“ ruft Grischka, die Holzklößchen aus Vaters Mütze herausholend. „Siebzehn! Oseustride! Dreizehn!“

Anja sieht, daß Andrä dreizehn nicht bedeckt hat. Zu jeder andren Zeit würde sie ihm das sagen; jetzt aber, da auf der Untertasse neben den Kopekenstücken ihr Ehrgeiz liegt, triumphiert sie.

„Dreiundzwanzig!“ fährt Grischka fort. „Neun!“

„Ein Franzose, ein Franzose!“ schreit Sonja, auf eine Schabe zeigend, die über den Tisch läuft. „Ai!“

„Schlag ihn nicht!“ sagt Aljescha mit Bassstimme. „Er hat vielleicht Kinderchen.“

Sonja folgt dem Franzosen mit den Augen und denkt an seine Kinderchen: was müssen das für kleine Französchchen sein.

„Dreiundvierzig! Eins!“ fährt Grischka fort, unter dem Gedanken leidend, daß Anja schon zwei Quaternen hat. „Sechs!“

„Partie! Ich habe gewonnen!“ ruft Sonja, tolett die Augen verdrehend und lachend.

Die Gesichter der Spielenden werden lang.

„Prüfen!“ sagt Grischka und blickt Sonja voll Haß an.

Mit dem Recht des Größten und Klügsten hat sich Grischka die entscheidende Stimme errungen. Was er will, geschieht. Lange und sorgfältig prüft man Sonjas Karten und zum großen Leidwesen der Mitspieler stellt es sich heraus, daß Sonja nicht gemogelt hat. Man beginnt eine neue Partie.

„Aber, was ich gestern gesehen habe!“ sagt Anja wie zu sich selbst. „Philipp Philippisch drehte die Augenlider so um, daß seine Augen ganz rot wurden, schredlich — wie beim Teufel!“

„Ich sah es auch,“ sagt Grischa. „Acht! Aber bei uns ist einer in der Klasse, der kann sogar die Ohren bewegen. Siebzehn!“

Andrä sieht Grischa an, denkt nach und sagt:

„Ich kann auch die Ohren bewegen . . .“

„Du, los damit . . . zeige!“

Andrä bewegt die Augen, die Lippen und die Finger, und es scheint ihm, daß seine Ohren sich ebenfalls bewegen. Allgemeines Gelächter.

„Ein gorsiger Mensch, dieser Philipp! Philippisch!“ seufzt Sonja. „Gestern kommt er zu uns ins Kinderzimmer, und ich stehe im bloßen Hemde . . . ich schämte mich so!“

„Partie!“ schreit plötzlich Grischa, nach dem Geld in der Unter-
tasse greifend. „Ich hab' gewonnen! Seht nach, wenn Ihr wollt!“

Der Sohn der Köchin blickt auf und erblaßt.

„Also ich darf nicht weiterspielen,“ flüstert er.

„Warum denn nicht?“

„Weil . . . weil ich kein Geld mehr habe.“

„Ohne Geld geht's nicht!“ sagte Grischa.

Andrä wüßte für alle Fälle noch einmal in seinen Taschen. Da er außer Brotkrümchen und einem zerlauten Bleistiftende nichts findet, verzieht er den Mund und beginnt verzweiflungsvoll mit den Augen zu blinzeln. Gleich wird er losweinen . . .

„Ich werde für Dich setzen!“ sagt Sonja, die seinen Märtyrer-
blick nicht ertragen kann. „Aber das sage ich Dir: Du mußt mir
später wiedergeben!“

Das Geld wird eingesetzt, das Spiel geht weiter.

„Ich glaube, man läutet da irgendwo,“ sagt Anja große Augen
machend.

Alle hören auf zu spielen und blicken mit offenem Munde nach
dem dunklen Fenster.

„Das kam Dir nur so vor.“

„Des Nachts läutet man nur auf dem Kirchhof,“ sagt Andrä.

„Und wozu läutet man dort?“

„Damit die Räuber nicht in die Kirche eindringen. Sie fürchten
das Läuten.“

„Aber weshalb dringen denn die Räuber in die Kirche ein?“
fragt Sonja.

„Das ist doch ganz klar: sie schlagen die Kirchendiener tot!“

Eine Minute vergeht in Schweigen. Alle sehen sich an, schütteln
sich und fahren im Spiel fort. Dieses Mal gewinnt Andrä.

„Er hat gemogelt!“ brüllt Aljescha ohne jeden Grund.

„Du lägst! Ich habe nicht gemogelt!“

Andrä wird blaß, verzieht den Mund und giebt Aljescha eins
über den Kopf. Aljescha glockt ihn wütend an, springt auf, stemmt
sich mit einem Knie gegen den Tisch und schlägt Andrä zurück.
Beide geben einander noch eine Ohrfeige und begannen dann zu
heulen. Sonja, die solche Szenen nicht mit ansehen kann, beginnt
ebenfalls zu weinen, und das Wohnzimmer wird von einem viel-
stimmigen Geheul erfüllt. Aber glaubt mir nicht, daß das Spiel des-
halb zu Ende ist! Es dauert keine fünf Minuten und die Kinder
lachen wieder und unterhalten sich ganz friedlich. Die Gestirter sind
verweint, aber das hindert sie nicht zu lächeln. Aljescha ist sogar
glücklich: es hat ein Mißverständnis gegeben!

Ins Wohnzimmer tritt Wassja, der Obertertianer. Er sieht ver-
schlafen, gelangweilt aus.

Das ist empörend! denkt er, da er sieht, wie Grischa die Tasche
befüllt, in der die gewonnenen Kopeken klappern. Wie kam man
ihnen nur solche Hazardspiele gestatten? Ein nettes Erziehungs-
system, das muß man sagen! Einfach empörend!

Aber die Kinder spielen so eifrig, daß er selbst Lust bekommt,
sich zu ihnen zu setzen und sein Glück zu versuchen.

„Wartet! Ich spiele mit,“ sagt er.

„Seh' ne Kopeke ein!“

„Gleich!“ sagte er, in den Taschen wühlend. „Ich habe keine
Kopeke, aber hier ist ein Rubel. Ich setze einen Rubel ein.“

„Rein, nein, nein . . . eine Kopeke sollst Du setzen!“

„Ihr Schafsköpfe! Ein Rubel ist doch in jedem Falle mehr
als eine Kopeke,“ erklärte der Gymnasiast. „Wer gewinnt, giebt mir
eben 'raus.“

„Rein, bitte! Geh lieber weg!“

Der Obertertianer zuckt die Achseln und geht nach der Küche den
Rubel wechseln. In der Küche ist aber keine Kopeke aufzutreiben.

„Dann wechsel mir doch!“ geht er, aus der Küche kommend,
Grischa wieder zu Leibe. „Ich gebe Dir Aufgeld. Du willst nicht?
Nun, so verkaufe mir für einen Rubel zehn Kopeken!“

Grischa schielt argwöhnisch nach Wassja: ob das nicht irgendeine
Gauerei ist?

„Ich will nicht,“ sagt er, die Tasche zuhaltend.

Wassja beginnt böse zu werden, schimpft und nennt die
Spielenden Esel und Dummköpfe.

„Wassja, ich werde für Dich einsetzen!“ sagte Sonja. „Seh' Dich
hin!“

Der Gymnasiast setzt sich und legt zwei Karten vor sich. Anja
beginnt die Zahlen auszurufen.

„Eine Kopeke ist runtergefallen!“ erklärt Grischa plötzlich mit
erregter Stimme. „Halt!“

Man nimmt die Lampe herunter und kriecht unter
den Tisch, die Kopeke zu suchen. Man greift mit den

Händen in Schmutz. In Rutschalen, stößt mit den Köpfen zusammen
— die Kopeke ist fort. Man fängt von neuem zu suchen an und
sucht so lange, bis Wassja Grischa die Lampe aus den Händen reißt
und sie wieder auf ihren Platz stellt. Grischa fährt fort im Dunklen
zu suchen.

Aber schließlich wird die Kopeke gefunden. Die Spieler
setzen sich wieder an den Tisch und wollen die Partie fortsetzen.

„Sonja schläft!“ erklärt Aljescha.

Sonja hat das Lockenköpfchen auf die Hand gelegt und schläft
süß, ruhig und fest, als wenn sie schon vor einer Stunde eingeschlafen
wäre. Der Schlaf hat sie unversehens überrascht, während die andern
die Kopeke suchten.

„Geh, leg' Dich auf Mamas Bett!“ sagt Anja, sie aus dem
Wohnzimmer führend. „Geh!“

Der ganze Haufen begleitet sie. Nach fünf Minuten bietet
Mamas Bett einen interessanten Anblick: Sonja schläft. Neben ihr
schnarcht Aljescha. Mit dem Kopf auf ihren Weinen schlafen Grischa
und Anja. Irgendwo hat sich da auch ein Plätzchen für den Sohn
der Köchin, Andrä, gefunden. Um sie herum liegen die Kopeken,
welche bis zum künftigen neuen Spiel jede Anziehungskraft verloren
haben.

Gute Nacht! —

kleines Feuilleton.

h. Gute Nachbarn. „Na, Medem, sind die Leute da?“ fragte
der Gutsbesitzer vom Pferde herab den an den Häusern entlang
gehenden Inspektor.

„Rein, Herr v. Hahnitz. Aber ich will eben nachsehen. Vielleicht
kommen sie die Chaussee herauf.“ Damit grüßte er, den Kopf
zurückgewendet, hastig vorwärts eilend.

„Na, was soll denn das?! Die hätten doch schon längst hier
sein können! Es ist doch kaum 'ne halbe Stunde bis nach
Kozuchen!“

„Ja, Herr v. Hahnitz, Sie wissen doch, wenn die Leute ihre
Stellen wechseln, dann bleiben sie mitunter im Gasthof kleben.
Und man darf das doch auch nicht so genau nehmen. Den ersten
Tag gleich loszuzucken, das geht doch man nicht.“

„Na, aber geben Sie Obacht auf die Kerle. Unser guter
Freund Kühn scheint die Gesellschaft ordentlich verwöhnt zu haben.“

„Ja,“ lachte der Inspektor verschmüht, „Herr von Kühn und
seine Leute, das ist . . .“

Er vollendete den Satz nicht, sondern machte nur eine belustigte,
spöttische Handbewegung am Kopf vorbei.

Herr von Hahnitz lächelte, wurde dann aber würdevoll:

„Sie, man soll keinem was nachreden!“ Damit klopfte er
seinem Fuchs den Hals und ritt weiter.

Nach einer guten Viertelstunde — er sah schon vor dem frisch
und voll gedeckten Abendtisch, wurde ihm der Inspektor gemeldet.
Ganz aufgeregt trat der herein:

„Die Leute sind noch nicht da!“

„Kann!?“

„Ja, man müßte doch mal 'n Wagen rüber schicken.“

„Aber Kühn hat mir doch versprochen, den Leuten selbst Wagen
für ihren Kram zu stellen. Jetzt, wo wir alle Gespanne brauchen,
und dann drei rüber schicken!“

„Ja, Herr von Hahnitz . . . ich glaube, man versucht es erst mal
mit einem. Ich glaube . . .“

„Was glauben Sie? Herr?!“

Der Gutsbesitzer sprang mit zornrotem Kopf auf, als wenn
der Inspektor ihn beleidigt hätte. Der drehte gemächlich seine
Müge.

„Ja, det is doch so. Herr von Kühn läßt die Leute nicht weg,
weil er solche Arbeiter nicht wieder kriegt. Was fragt er danach, ob
die bei uns Aufseher werden können?“

Die beiden Männer standen sich eine Weile wortlos gegenüber.
Der Gutsbesitzer atmete laut und hastig. Als der Inspektor ihn so
gelassen angesehen hatte, wurde er ruhiger. Mit halb unterdrückter
Heiserkeit meinte er:

„Aber Herr von Kühn hat mir doch neulich erst im preussischen
Hof versprochen, alles pünktlich zu besorgen.“

Der Inspektor antwortete nicht darauf. Und bald hatte er den
Auftrag, wenigstens einen Wagen nach Kozuchen fahren zu lassen.

Als der Kutscher dort vor dem Haus des Arbeiters abstieg, trat
ihm ein Aufseher entgegen:

„Wat willst Du hier?“

„Ich soll den Arbeiter, den Radomski, holen.“

„Hier giebt's keenen nich zu holen. Steig man gleich
wedder uff!“

„Ich, mien Inspektor seggt, un id weet 't doch ood, Radomski
hat sich dem Herrn von Hahnitz verschrieben.“

Da riß der Arbeiter das kleine Fenster auf:

„Ja, gewiß habe ich mich verschrieben. Und Herr von Kühn
hatte doch meine Entlassung angenommen!“

Hinter den Mann trat jetzt eine Frau mit einem Säugling auf
dem Arm. Der trübe Lichtkegel, der bisher aus dem Fenster ge-
leuchtet, ward verdeckt von ihnen. Mit erregter heller Stimme schrie
das Weib heraus:

„Sie haben uns hier eingesperrt! Wir dürfen nicht raus! Wie
die Spitzbuben, wie die Räuber sind wir hier bewacht! Das brauchen

wir uns nicht gefallen lassen! Das ist . . . fahren Sie zum Gendarmen! Fahren Sie! Der muß uns rauslassen! Der muß es!"

"Ach, red' Du doch nicht! Was will der denn hier? Herr von Kühn ist doch Gutsvorsteher!"

"Das ist ganz gleich! Einsperren dürfen Sie uns nicht! Das ist strafbar, das ist strafbar!" schrie sie gellend und hielt mit aller Kraft das Fenster auf, gegen das sich ein Knecht von außen stemmte, um es zu schließen.

"Du schrei doch nicht, du schrei doch nicht," ermahnte sie der Mann. "Es muß ja doch nicht, Herr v. Kühn läßt uns ja doch nicht weg."

"Gerade schrei ich, du erst recht!" Und sie rief so lange in die Nacht hinaus, bis der Aufseher selbst das Fenster zudrückte.

Die ganze Bevölkerung der Leutehäuser war zusammen gelaufen. Die Kinder drängten sich dicht an den Wagen heran. Die Großen hielten sich fern. Einzelne junge Leute lüchelten und scherzten. Mehrere junge Männer brumten und riefen dem Arbeiter zu, er solle doch zum Dach heraus. Sie stellten sich dicht in der Nähe auf. Ihre Köpfe reichten über den Rand des Schindeldachs hinaus: "Ja, da könnte er doch sein herunter." Da kamen aber ihre Frauen dazwischen. Ob sie sich auch unglücklich machen wollten?! Und als der Aufseher sie mit barschen Worten aufuhr, ließen sie sich langsam von ihren Frauen fortziehen.

Der Aufseher wartete noch eine halbe Stunde, verhandelte mit dem Aufseher und lenkte dann seinen Wagen um. Der Arbeiter hörte in seiner Stube, wie sich das Geräusch des davonsahrenden Wagens immer weiter entfernte. —

Aus dem Tierleben.

Der Wendehals. In der Wochenschrift "Nerthus" schreibt Dr. Chr. Lindemann: Nur zu verhältnismäßig kurzem Sommeraufenthalt erscheint der Wendehals, auch Halsdreher, Ratterhals usw. genannt, bei uns. Er kommt Ende April oder Anfang Mai und wandert schon vor Ablauf des Sommers wieder in wärmere südliche Gebiete. Er hat seine Heimat in Mitteleuropa und Mittelasien, im Norden geht er bis nach Finnland und bis zum nördlichen Teil der skandinavischen Halbinsel. Er findet sich in seinem Verbreitungsgebiet fast allerorten, wird aber nicht überall bemerkt, da er an vielen Stellen nur sehr vereinzelt auftritt, mancher Naturfreund sieht ihn wohl überhaupt nie in der Freiheit; in andren Gegenden ist er im Gegensatz wieder recht häufig. Als Aufenthaltsorte bevorzugt er lichte Laubhölzer, Baumgärten sowie Wiesen und Acker, auf denen einzeln stehende Bäume ihm Schutz und Unterkunft gewähren.

Das Gefieder ist fast eulenartig gefärbt. Die Oberseite ist licht aschgrau mit dunkleren Querwellen und Strichen, die Unterseite weiß mit dreieckigen, schwarzen Flecken. Die Kehle und der untere Teil des Halses sind gelblich gefärbt und tragen dunkle Querstrichelung. Vom Oberkopf bis zum Rücken zieht sich ein dunkler Strich. Die Oberseite ist unregelmäßig braun gefleckt. Die grauen Schwanzfedern sind fein schwarz gepunktet und mit fünf schmalen Querbindern versehen. Im Weisen ist der Wendehals nicht lebhaft, wie die ihm verwandten Spechte, sondern er lebt ruhig und friedfertig mit feinesgleichen und andern Vögeln. Nur während der Brutzeit erregen sich die Gemüter, gelegentlich geraten zwei Männchen in Streit, aber zu Weisereien kommt es fast nie, meistens wird der Kampf durch gegenseitiges Anschreien ausgefochten.

Eine ganz eigenartige Eigenschaft hat dem Vogel seine verschiedenen Namen verschafft. Er übt nämlich ein wunderbares Gebärdenpiel, bei dem er seinen Hals lang ausstreckt, die Kopf- federn zu einer Hölle aufspizt und den Schwanz fächerartig aus- spreizt. Dabei macht er fortwährend Werbewagungen, verdreht die Augen und bläst die Kehle weit auf. Den Hals kann der Wendehals in besonders starker Weise drehen und wenden. Dieses Gebären ist eine Art Brunnenspiel, andererseits dient es dazu, Feinde abzusprengen. Wenn ein Unkundiger einen Wendehals in die Hand nimmt und dieser seine Verrenkungen plötzlich aus- führt, wird er oft meinen, er habe den Vogel zu hart angegriffen und verlegt und wird ihn erschreckt loslassen. Ge- legentlich wird der Wendehals auf diese Weise sich auch vor andren Feinden retten können, wenigstens hat man beobachtet, daß Hunde, welche auf der Erde einen solchen Vogel überraschten, sich durch die Gebärden desselben schrecken ließen, ihn wohl anstellten, aber ihm nichts zuleide thaten. Als Nahrung nimmt der Wendehals vor- wiegend Insekten, seltener Beeren. Mit Vorliebe sucht er am Boden und stellt hier besonders den Ameisen mit ihren Puppen nach. Mit seiner langen klebrigen Zunge sammelt er an Ameisenhaufen und aus Baum- und Felsröhren die Kerbtiere, indem er sie anleckt oder mit der harten Zungenspitze anspricht und so dem Munde zuführt. An den Bäumen hängt er sich mit seinen Klammerfüßen auf und nest hier andre Insekten, Kämpen u. dergl. auf und erweist sich so besonders in Obstgärten als recht nützlicher Vogel.

Wie die Spechte ist der Wendehals ein Höhlenbrüter. Er ver- mag mit seinem schwachen Schnabel freilich nicht selbst sich eine Baumhöhle herzustellen, sondern er benutzt natürliche Baumhöher oder solche, welche Spechte ausgemeißelt und bewohnt hatten. Seine reinweißen 7—10 Eier legt er am Grunde der Nisthöhle ohne weitere Unterlage ab. Das Weibchen brütet allein, wird aber am Tage während kurzer Zeit vom Männchen abgelöst, um Nahrung zu

suchen. Die anfänglich nackten Jungen werden von den Eltern mit Insekten aufgefüttert und verlassen das Nest erst, wenn sie voll- ständig flügge geworden sind. Das Nest wird von den Vögeln nicht gereinigt und ist bald ebenso überfrierend wie beim Stinbvogel oder Wiedehopf. Nach dem Verlassen des Nestes werden die Jungen noch eine Zeit lang von den Eltern gefüttert, dann aber verstreut sich die Familie bald und bis zum Fortzuge am Ende des Sommers leben die Vögel einzeln. Wendehälse werden gejagt und geben einen freilich sehr kleinen, aber wohlschmeckenden Braten. Man schießt sie oder fängt sie in Garnen oder Drosselstiegen. —

Technisches.

Schweißen von Aluminium. Die Firma Heräus in Hanau hat gefunden, daß Aluminium bei einem bestimmten, noch unter der Glühhitze liegenden Erwärmungsgrad weich wird, ohne eine das Schweißen verhindernde Oxidschicht entstehen zu lassen. Zwei in diesem Zustande befindliche Stücke Aluminium lassen sich durch Hämmern oder eine gleich wirksame Bearbeitungsweise derart vereinigen, daß sie ein homogenes Ganzes bilden, das sich weder durch Schlag, Stoß oder durch Temperaturwechsel trennen läßt, in dem auch keine Trennungsfuge oder Schweißnaht mehr erkennbar ist. Die praktische Ausführung derartigen Schweißens soll sehr einfach sein: es ist nur nötig, die zu schweißenden Stücke mit ihren blank ge- schabten Enden auf einander zu legen, mittels eines Gebläses zu erwärmen und dann mit dem Hammer so lange zu bearbeiten, bis die beabsichtigte Verbindung erreicht ist. Mit Rücksicht darauf, daß ein Löthen von Aluminium in einer befriedigenden Weise bisher noch immer nicht gelungen ist, kann dieses Schweißverfahren für die Aluminiumtechnik wohl Bedeutung gewinnen. —

(„Prometheus“.)

Humoristisches.

— **Mildernde Umständ.** „Wo gehst denn hin, Michel?“
„In d' Stadt! Eigen unmaß i sechs Monat.“
„Wegen was denn?“
„Zwegen mildernde Umständ.“ —
— **Zwillingsleiden.** Besucher: „Du und Dein Bruder, ihr seid Zwillinge, nicht wahr, mein Junge?“
Junge: „Ja, — aber es ist gar nicht schön, Zwilling zu sein.“
Besucher: „Warum denn nicht?“
Junge: „Wenn der Vater nicht rauskriegt, wer von uns etwas angestellt hat, dann haut er uns jedesmal beide durch.“ —
(„Jugend.“)

Notizen.

— Der deutsche Volks-Gesangverein in Wien giebt demnächst bei Hesse u. Keder in Leipzig eine Sammlung badischer Volkslieder heraus, im ganzen 200, die Kränlein Vender-Adolfszell in ihrem Heimatsdorf Oberscheffenz gesammelt und deren Melodien Prof. Dr. Joseph Kommer in Wien nieder- geschrieben hat. —
— Die goldene Bräde, das neue Schauspiel von Richard Stowronnel, wird im Neuen Theater am Sonn- abend zum erstenmal gegeben. —
— Das Residenz-Theater wird in der nächsten Woche ein neues französisches Lustspiel „Das blaue Kabinett“, einen Charakter von Georges Duval und Maurice Hennequin, in einer Uebersetzung von Paul Bloc zur Auf- führung bringen. —
— Die Bühne der Darmstädter Spiele der Künstler- kolonie ist bis auf weiteres geschlossen, nachdem ungefähr 10 000 M. zugelegt worden sind. Der Holzbau ist für derartige Veranstaltungen vollständig ungeeignet, da jedes Aufzengeräusch die Stimmung stört. —
— Der bisherige erste Bombivant des Deutschen Theaters in Hannover, Julius Strobl, ist für das Lessing-Theater verpflichtet worden. —
a. Die internationale Jury für das Richard Wagner-Denkmal in Berlin hat nunmehr ihre Ent- scheidung gefällt. Als die zehn besten Entwürfe wurden die Arbeiten folgender Bildhauer ausgewählt: Hidding, Berlin, Dammann- Charlottenburg, Hofäus, Berlin, Bildhauer E. Behrer und Architekt Franz Kaul, München, Franz Reyer, Wilmers- dorf, Freese, Berlin, Prof. Hexter, Berlin, Prof. Hundrieser, Berlin, Wenk, Berlin. Diese Künstler werden nunmehr zu einem zweiten engeren Wettbewerb eingeladen und erhalten dabei, wie mitgeteilt, eine Entschädigung von je 1500 M. —
— Bei einer in München stattgehabten Versteigerung zweier hervorragender Sammlungen von griechischen und römischen Münzen wurde ein Gesamterlös von 45 000 M. für 1162 Nummern erzielt. Den höchsten Preis, 2500 M., brachte eine prächtige Tetradaeme von Amphipolis, ein Bronzemedailon des Kaisers Marc Aurel umg 1605 M. ein, eine Groß- bronze der schönen Anna Faustina, der Gemahlin des Kaisers Elagabal, 1505 M. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 16. Juni.